

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] Zeitschrift für Psychologie. Herausgegeben von F. Schumann. Leipzig 1917.

78. Bd., Heft 1 und 2: W. Stern, Die Psychologie und der Personalismus. S. 1: Psychologie ohne Weltanschauung ist nicht möglich. „Wissenschaftliche Psychologie und personalistische Philosophie sind nicht nur nicht fremd und gleichgültig zu einander, sondern sie gehören sachlich unbedingt zusammen“. Der Mensch ist unitas multiplex. Vf. sucht beiden Momenten gerecht zu werden, „erkennt in dem Ineinander von Vielheit und Einheit eine letzte unaufhebbare Grundtatsache und sieht daher im Individuum eine Person im kritischen Sinne, d. h. ein solches Existierendes, das trotz der Vielheit der Teile eine reale eigenartige und eigenwertige Einheit darstellt, und das trotz der Vielheit der Teilfunktionen eine reale zielstrebige Selbsttätigkeit vollzieht“: „Kritischer Personalismus“. Im Psychischen wie Physischen sind Schichten zu unterscheiden, im ersteren Erlebnisse, Taten, Dispositionen, das Ich. „Es ist merkwürdig, zu beobachten, mit welcher Sprödigkeit die moderne Psychologie solchen Dispositionsbegriffen gegenübersteht . . . Hierbei aber widerlegte sich die Psychologie selber fortwährend durch ihr eigenes Tun. Sie handelte nicht nur von Gefühlen, Empfindungen und Denk-, Willens-, Aufmerksamkeitstätigkeiten, sondern sie arbeitete fortwährend mit den Ausdrücken Gedächtnis und Phantasie, Intelligenz usw. Und so sehr sie auch erklärte, dass sie damit nur beschreibend den ‚Inbegriff der gleichartigen Phänomene und Akte‘ meinte, — ihr Sprachgebrauch zeigte auf Schritt und Tritt, dass sie doch unwillkürlich kausal dachte, und dem psychischen Individuum gewisse Fähigkeiten, Tendenzen, kurz dauernde Wirkungsmöglichkeiten zuschrieb, weil eben ohne solche Annahmen gar keine wissenschaftliche Arbeit auf unserem Gebiete geleistet werden kann“. Den psychischen Schichten entsprechen physische, aber schon bei den Akten und Dispositionen gelangt man auf ein „Jenseits von Psychisch und Physisch“. Die Persönlichkeit als Zweckeinheit steht über dem Gegensatz von Psychisch und Physisch. „Nun aber muss die künstliche Beschränkung der Betrachtung auf die Person selbst aufge-

geben werden. Die Welt ist für die Person nicht nur vorhanden als Teil ihres Zwecksystems (nämlich der ‚heterotelen‘ Zielsetzungen), sondern auch als Mitbedingung ihres Tuns und Seins; und die Theorie dieses Zusammenwirkens von Person und Welt vollendet erst die Wesens-auffassung der Persönlichkeit. Ich bezeichne das Zusammenwirken als Konvergenz“. — Fr. Seifert, *Zur Psychologie der Abstraktion und Gestaltauffassung*. S. 55. „Die Gestaltauffassung wirkt hemmend auf die positive Abstraktion eines Einzelelementes. Wenn man zu prüfen versucht, wie diese beiden entgegengesetzten Richtungen zusammenswirken, so stösst man auf eine Gesetzmässigkeit, für die der Begriff der ‚kompensierenden Wechselbeziehung‘ eingeführt werden soll, und deren Inhalt sich so formulieren lässt: Zwischen einer abstrahierenden und einer (gleichzeitig aktualisierten) gestaltbildenden Tendenz besteht ein eindeutig bestimmtes Korrelationsverhältnis; es scheint, als ob die beiden sich gegenseitig kompensierten. Gelingt die Gestaltauffassung gut, dann wird die Abstraktion beeinträchtigt, wird dagegen die Abstraktionsaufgabe vollkommen gelöst, so bleibt die Bildung der Gestalt unvollkommen, der gegenseitige Einfluss macht, dass jeder, auch ein kleiner Vorsprung für die eine einen entsprechenden Nachteil für die andere bedingt“.

3. und 4. Heft: K. Groos, *Untersuchungen über den Aufbau der Systeme*. S. 145. VII. Die monistische Lösung. 1. Antipluralistischer und antidualistischer Monismus. Schopenhauer. Haeckel. 2. Quantitativer und qualitativer Monismus. 3. Monismus der Substanz und Monismus des Geschehens. 4. Monismus des Ursprungs und des Endziels. 5. Der Begriff der höheren Einheit. 6. Der parallelistische Monismus. 7. Die verschiedenen Tönungen des Monismus. Der parallelistische Monismus Spinozas. Die Zweimethodenlehre bei Mach und Wundt. Die parallelistische Behandlung des Gegensatzes von Kausalität und Finalität. Der materialistische Monismus. Der kritische Monismus Riehls. Der psychische Monismus von Heymans. Bechers Kritik des psychischen Monismus. Die Seele als Monade. Die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Vf. trägt eine eigene Auffassung vor, die am Schluss lautet: „Wäre der Gedanke: das, was von aussen das Kenon bildet, ist dem inneren Wesen nach die alldurchwaltende, göttliche Gegenwart — wäre dieser Gedanke wirklich so unerhört? Kant hat in seiner Schrift: *De mundi sensibilis* usw. in Erinnerung an Malebranche das Wort gewagt: Der Raum sei vielleicht ‚*Omnipraesentia phaenomenon*“. — K. Lewin, *Die psychische Tätigkeit bei der Hemmung von Willensvorgängen und das Grundgesetz der Assoziation*. S. 212. „Die ‚Hemmung‘ wird dadurch hervorgebracht, dass eine zur Erreichung eines bestimmten Erfolges benutzte Ausführungstätigkeit in dem besonderen Falle keinen gangbaren Weg zu diesem Ziele darstellt und daher die Benutzung eines

neuen Weges, d. h. einer anderen Tätigkeitsart notwendig wird“. „Jedenfalls ist die Uebung nicht auf eine Verbindung zweier einzelner Erlebnisse und einer von dieser Verbindung ausgehenden Tendenz von einem Erlebnis zum andern zurückzuführen, sondern besteht in einer steigenden Beherrschung bestimmter Tätigkeiten, wobei der einzelne Reiz zunächst gleichgültig ist“. „Ein Uebungsprozess hat jedoch nicht eine Tendenz im Gefolge, nach dem Erleben der Reizgebilde, z. B. der Reimsilbe, ohne weiteres die bei der Uebung darauf gefolgte Reaktionssilbe zu reproduzieren“. „Daher ist auch nicht als Grund einer Verzögerung bei der Ausführung einer Tätigkeit an einem Gebilde die Tatsache als solche anzusehen, dass an diesem Gebilde oder auf dieses Gebilde hin früher einmal eine andere Tätigkeit einmal oder wiederholt ausgeführt worden ist“. Die Versuche zeigen, dass der Lernprozess nicht, ausgehend von den psychischen Gebilden, zu begreifen ist als eine Verbindung zwischen einzelnen Gebilden, sondern dass er, ausgehend von der Tätigkeit, anzusehen ist als ein Ueben einer Tätigkeit, und zwar einer speziellen Reproduktionstätigkeit. Man lernt nicht Silben, sondern man lernt auf einen gegebenen Reiz mit bestimmten Reaktionen zu reagieren; also man übt auch beim Lernen im engeren Sinne des Wortes, beim Sicheinprägen, eine Tätigkeit. Es wird der Weg eingeübt, der später bei der Reproduktion gegangen werden soll“. „Wie bei den übrigen Tätigkeiten genügt auch bei der durch das Lernen geübten Reproduktionstätigkeit als Voraussetzung für das Eintreten dieser Tätigkeit nicht das Auftreten eines bestimmten Gebildes, bei dem die Reproduktionstätigkeit vorgenommen worden war. Es muss hinzukommen eine Tätigkeitsbereitschaft, und zwar hier eine Bereitschaft für die Reproduktionstätigkeit“. „Die Tatsache als solche, dass früher eine andere Tätigkeit an einem Gebilde wiederholt ausgeführt worden ist, kann also bei der Ausführung einer neuen Tätigkeit nicht eine ‚Hemmung‘ im Sinne Achs hervorrufen, wenn der erste Uebungsprozess in einem Lernen z. B. einer zweiten dazu gehörigen Silbe bestanden hat“. Das Grundgesetz der Assoziation in der gewöhnlichen Fassung ist zu eng, denn selbst wenn Silben paarweise auswendig gelernt wurden (bis 300 Wiederholungen) und dann die ersten Silben der Paare als Reizsilben dargeboten wurden, machten sich beim Umstellen oder Reimen Hemmungen nicht bemerkbar. — W. Köhler, Die Farbe der Sehdinge beim Schimpansen und beim Haushuhn. S. 248. Widerlegung der Einwände, welche V. Katz gegen die Beobachtungen des Vf's vorgebracht hatte. — G. Wolff, Zur Frage des Denkvermögens der Tiere. S. 256. Vf. glaubt an dem nahezu blinden Pferde Berto wirkliches Denken nachgewiesen zu haben. — Literaturbericht.

6. Heft: Bibliographie über das Jahr 1915. Enthält 2635 Nummern,

2] Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen.

Herausgegeben von K. Marbe. Leipzig 1916, Teubner.

Jahrg. 1916, 1. Heft: C. Müller, Einiges über Beobachtungsfehler beim Abschätzen an Teilungen geodätischer Instrumente. S. 1. „Für die Messkunst ist es von grosser Wichtigkeit, das Verhalten der Fehler bei Zehntel- bzw. Zwanzigstelschätzungen wie bei Schätzungen der Teilungen überhaupt genau zu kennen . . . 2. Es müssen in Zukunft die Untersuchungen für Beobachtungen mit und ohne optische Hilfsmittel und auf weite und nahe Entfernungen mehr getrennt behandelt werden. 3. Für die planmässige Tilgung namentlich der regelmässigen Anteile der Zehntelschätzungsfehler sind schon einige Vorkehrungen vorhanden, die sich bewähren. 4. Wir müssen mehr Klarheit über die Vorgänge beim Zehntelschätzen gewinnen, um darnach Richtpunkte für die Ausbildung im feinen Schätzen geben zu können. Hierbei müssen Messkunst, Physiologie und Psychologie zusammenwirken . . . 5. Die von mir angestellten Untersuchungen zeigen, dass für Fehler von 1 bis 100 mm der absolute Gesamtschätzungsfehler im Durchschnitt nahezu proportional mit der Feldgrösse wächst. Der Zusammenhang zwischen Feldgrösse und Grösse des Schätzungsfehlers ist aber wesentlich von der Augenbeschaffenheit des Beobachters und seinem sonstigen Wesen abhängig. 6. Die experimentellen Untersuchungen von M. Bauch (1. Bd. der Zeitschrift) genügen nicht für Fehlerbetrachtungen, wie sie für feine Zehntel- und zwanzigstelschätzungen in der Messkunst notwendig sind“. — **A. Pick, Zur Frage nach der Natur der Echolalie. S. 34.** Vf. begründet weiter seine Ansicht, „dass es sich bei der Echolalie auf Anbiob um das Funktionieren eines in der Norm gehemmt, in der Krankheit von den Hemmungen befreiten Mechanismus handelt . . ., dass es sich dabei um einen Mechanismus handelt, der sich beim Sprechenlernen des Kindes nach Art der bedingten R-fl-xe entwickelt und dabei die Hauptrolle spielt“. — **Fr. Gropp, Zur Aesthetik und statistischen Beschreibung des Prosarhythmus. S. 43.** Der Rhythmus ist ein wesentlicher Faktor des ästhetischen Eindrucks von Schriftwerken der Prosa. Eine einzige Person kann durch sorgfältiges Skandieren den Rhythmus erkennen; die individuellen Verschiedenheiten sind sehr gering. Die Schrift von Hülsen „Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz“ und Schleiermachers „Monologon“, deren rhythmischer Charakter seinerzeit viel besprochen wurde, nähern sich, wie die statistische Methode zeigt, auffallend einem regelmässigen Rhythmus. Die Beurteilung dieses Rhythmus durch Frunsdor, Schlegel, Brinkmann und Schleiermacher hält der statischen Prüfung nicht durchaus stand. Auch seine eigene Rhythmisierung hat Schleiermacher nicht ganz richtig beurteilt. Subjektive Masstäbe, wie die von der Sieversschen Schule, sind aber nicht

zuverlässig. Der Schlussrhythmus der Sätze ist ja schon vielfach untersucht worden, aber Marbe betont mit Recht, dass der ganze Text statistisch geprüft werden muss.

2. Heft: H. Kniep, Botanische Analogien zur Psychophysik.
S. 81. Die Reizschwelle findet sich bei Pflanzen. „Bringt man in eine kleine Glaskapillare eine Lösung von 0,001 % Apfelsäure und legt die Kapillare in einen Wassertropfen, in dem sich die Samenfäden eines Farns bewegen, so genügt das gerade, um eine Ansammlung der Samenfäden am Kapillarmund zu veranlassen. Auf geringere Konzentrationen reagieren die Spermatozoen nicht“. Wiesner fand, dass Lichtintensitäten von unterhalb 0,05–7,8 Walrathkerzen (je nach der untersuchten Pflanzenart) den Grenzwert darstellen, der nicht mehr imstande ist, phototropische Krümmungen von Pflanzenstengeln auszulösen. Oberhalb dieses Grenzwertes läge also die Reizschwelle für die phototropische Krümmung. Doch spielt auch der Zeitfaktor dabei eine Rolle, die „Lichtmenge“ ist = Intensität \times Zeit. Dieses Produktengesetz gilt auch für andere Reize. Eine besondere Form desselben bildet das Sinusgesetz: „Die Präsentationszeiten erwiesen sich innerhalb gewisser Grenzen als umgekehrt proportional dem Sinus der Ablenkungswinkel und der Ruhelage beim Geotropismus“. Aus demselben Produktengesetze ergibt sich das Talbotsche auch für die Pflanzen. Damit mehrere Reize als distinkte wahrgenommen werden, müssen sie eine gewisse Zeitdistanz haben, sonst fließen sie zusammen. „Der Effekt eines intermittierenden Reizes ist gleich dem Produkt aus der Intensität dieses Reizes und dem Bruchteil der Periode, während deren er wirksam ist“. Die Gültigkeit des Weber'schen Gesetzes hat zuerst Pfeffer für chemische Reize nachgewiesen. Die Unterschiedsschwellen sind unter einander sehr verschieden, im Vergleich zu den menschlichen relativ gross. Verschiedenheit der Sinnesqualitäten hat man nach drei Methoden nachgewiesen, ja selbst innerhalb desselben Sinnes qualitative Verschiedenheiten. Für einen beweglichen Fäulnisbazillus, der auf Phosphate, Ammoniumsalze und Asparagin positiv chemotaktisch reagiert, liess sich z. B. zeigen, dass für diese Stoffgruppen Werte von 5–50 vorkommen können. Aehnlich der Akkomodationsfähigkeit des Auges für schwaches und starkes Licht findet sich bei den Pflanzen eine „Reizstimmung“. Der Wurzelstab des Salomonsiegels (*Polygonatum officinale*) wächst horizontal unter der Erde, im Frühjahr wächst die Spitze zu einem senkrechten oberirdischen Spross aus. Sowohl das horizontale wie das vertikale Wachstum werden durch die Schwerkraft bedingt. Es liegt im ersten Falle transversaler, im zweiten negativer Geotropismus vor. Dass dasselbe Organ zuerst so, dann anders auf die Schwerkraft reagiert, kann nur darauf beruhen, dass sich in demselben ein Stimmungswechsel vollzogen hat. Etwas ähnliches beobachten wir

beim Mohn. Die Knospe hängt nach unten, die Spitze ist positiv geotropisch. Beim Aufblühen richtet sich die Spitze auf, sie wird negativ geotropisch. — Anna Peters, Gefühl und Wiedererkennen. S. 120.

„1. Die beim Betrachten von Bildern auftretenden Gefühle bleiben in der Mehrzahl dieselben, wenn eine zweite Betrachtung wenige Tage nach der ersten erfolgt“. Anders bei späterer Betrachtung. „2. Gefühlsbetonte Bilder werden häufiger richtig wieder erkannt als indifferente, lustbetonte häufiger als unlustbetonte. 3. Stärker gefühlsbetonte Bilder werden häufiger richtig wiedererkannt als schwächer gefühlsbetonte, stark lustbetonte häufiger als stark unlustbetonte und schwächer lustbetonte häufiger als schwächer unlustbetonte. 4. Bei kurzen Zwischenzeiten zwischen dem ersten und zweiten Vorzeigen der Bilder (0–8 Tage) zeigt sich keine eindeutige Beziehung zwischen der Länge der Zwischenzeit, dem Gefühlston und dem Wiedererkennen. Erst bei einer Zwischenzeit von 15 Tagen zeigt sich, dass gefühlsbetonte Bilder häufiger, indifferente weniger häufig, lustbetonte häufiger und unlustbetonte weniger häufig richtig wiedererkannt werden, als man nach den bei kleinen Zwischenzeiten gefundenen Häufigkeitszahlen erwarten musste. 5. Den weiblichen Versuchspersonen erscheinen vorgezeigte Porträts etwas häufiger unlustbetont und etwas seltener indifferent als den männlichen. 6. Bilder, welche früher nicht gesehen wurden, werden manchmal fälschlich als schon früher gesehen beurteilt. Diese Täuschung im Wiedererkennen kommt bei lustbetonten Bildern häufiger vor als bei indifferenten und bei diesen häufiger als bei unlustbetonten“.

4. Heft: A. Schütz, Zur Psychologie der bevorzugten Assoziationen und des Denkens. S. 187. Wenn man einer grösseren Anzahl von Versuchspersonen ein Reizwort zuruft, und sie auffordert, unmittelbar darauf mit dem ersten ihnen einfallenden Worte zu reagieren, so stimmen die Antworten in weitem Umfang überein: bevorzugteste oder erst bevorzugte Reaktion oder Assoziationen. Die Zahl, welche in Prozenten angibt, wie viele mit der Assoziation reagiert haben, heisst ihr Häufigkeits-Index. Der Häufigkeits-Index hat viele Grade: zweitbevorzugte, drittbevorzugte. Aehnliche Versuche haben Thumb, Marbe und Reinhold angestellt und ihre Resultate bestätigt gefunden. „Ruft man verschiedenen Gruppen von Versuchspersonen dieselben Reizworte zu, so zeigen sie die Bevorzugungsphänomene in sehr verschiedenem Grade. Als charakteristische Bevorzugungswerte können angesehen werden: Der mittlere Häufigkeits-Index der bevorzugtesten Reaktionen, der Unterschied der Häufigkeits-Indexe der erst- und zweitbevorzugten Reaktionen, der mittlere allgemeine Häufigkeitsindex, der Index der Uebereinstimmung sämtlicher Reaktionen mit dem Reizwort in der grammatischen Form, der Index der Uebereinstimmung der erstbevorzugten Reaktionen mit dem Reizwort in der grammatischen Kategorie“.

5. Heft: A. Prantl, Die spezifische Tiefenauffassung des Einzelauges und das Tiefensehen mit zwei Augen. S. 257. „1. Aus einer Reihe von Beobachtungen und Versuchen geht hervor, dass das rechte und das linke Auge in den Mitten ihrer Sehfelder charakteristisch verschiedene Tendenzen der Tiefenauffassung zeigen. Bietet man dem linken Auge in der Gegend des deutlichsten Sehens zwei in engem Abstand neben einander verlaufende senkrechte Linien, so besteht die Neigung, die links gebogene Linie in grösserer Ferne zu erblicken, während das rechte Auge, wenn man ihm die Linien in entsprechender Weise bietet, umgekehrt die rechts liegende für die hintere hält. 2. Diese spezifische Auffassungstendenz des Einzelauges besteht nur in den zentralen Gebieten des monokularen Sehfeldes. In den peripheren Teilen des horizontalen Durchmessers dagegen scheinen sich die beiden Augen gleich zu verhalten, indem sich eine gewisse Tendenz zeigt, Punkte für um so näher zu halten, je weiter peripherwärts sie im monokularen Sehfeld liegen. 3. Abgesehen von andern Fällen lässt sich die spezifische Tiefenauffassung des Einzelauges besonders deutlich mit Hilfe des Panumschen Versuches beobachten. Bietet man dem einen Auge eine senkrechte Linie, dem andern zwei in engem Abstände senkrecht neben einander verlaufende Linien, so richtet sich der Tiefeneindruck des entstehenden Sammelbildes immer nach der spezifischen Auffassungstendenz des Auges, dem die zwei Linien geboten sind: ist es das linke Auge, so liegt die linksgelegene Linie scheinbar weiter hinten, ist es die rechte, so entsteht umgekehrt der Eindruck, als ob die rechts gelegene Linie scheinbar weiter hinten sei. 4. Für das Zustandekommen des Panumschen Phänomens ist es nicht Voraussetzung, dass das Bild der isolierten Linie des einen Auges mit einer der beiden Linien des anderen Auges verschmilzt . . . 5. Auf der spezifischen monokularen Auffassung beruht auch das Tiefensehen mit zwei Augen, so weit ein solches ohne Zuhilfenahme von Augenbewegungen und unter Ausschluss spezieller Erfahrungen besteht. Sind nämlich die Halbbilder symmetrisch zum fixierten Punkte gelegen, so müssen die beiden Augen auf Grund ihrer spezifischen Auffassungstendenzen übereinstimmend den Eindruck des vorn und hinten Befindlichen gewinnen, wenn für das linke Auge das weiter vorne Befindliche immer davon abhängt, dass das Halbbild rechts vom fixierten Punkte liegt, für das rechte Auge aber davon, dass es links von ihm gelegen ist, der Eindruck des weiter hinten Befindlichen andererseits für das linke Auge bei Linkslage des Halbbildes, für das rechte bei Rechtslage desselben entsteht. 6. Sind die Halbbilder aber bei verschieden grossen Querabständen unsymmetrisch zum Fixierpunkt, also gleichzeitig gelegen, so tritt dem Typus nach der Fall des Parumschen Phänomens ein“ . . .

6. Heft: H. Klugmann, Ueber Fehler bei der Reproduktion von

Zahlen S. 327. 1. Die Fehler, die man in vorg gesprochenen und schriftlich reproduzierten isolierten Zahlenreihen und Zahlenkomplexen feststellen kann, sind Fälschungen, Umstellungen, Auslassungen und Zusätze. 2. Die isolierten Zahlenreihen weisen wesentlich mehr Fehler auf, als die Zahlenkomplexe. 3. Eine Gesetzmässigkeit von der Art, dass einzelne Ziffern der Reihe von 0 bis 9 häufiger beim Reproduzieren verfehlt werden als andere, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. 4. Die Fehlerhäufigkeit nimmt in den siebenstelligen isolierten Zahlenreihen mit steigender Stellenzahl zu, erreicht in der sechsten Stelle ihr Maximum und nimmt an der siebenten Stelle wieder stark ab. 5. In den Zahlenkomplexen weisen die beim Sprechen am stärksten betonten Stellen die geringsten Fehlerzahlen auf. Auf die erste und sechste Stelle entfallen die wenigsten, auf die fünfte die meisten Fehler. 6. Isolierte Zahlenreihen mit zwei gleichen Elementen weisen mehr Fehler auf als die Normalreihen, isolierte Zahlenreihen mit drei gleichen Elementen eine noch höhere durchschnittliche Fehlerzahl als Reihen mit zwei gleichen Elementen. 7. In den Zahlenkomplexen mit zwei gleichen Elementen finden sich weniger, in solchen mit drei Elementen mehr Fehler als in den Normalreihen (Komplexen ohne gleiche Elemente). 8. Isolierte Zahlenreihen mit einer natürlichen Sequenz (z. B. 3—4, 7—8) werden seltener verfälscht als Normalreihen, solche mit zwei natürlichen Sequenzen noch seltener als solche mit einer natürlichen Sequenz. 9. Komplexe mit einer und zwei natürlichen Sequenzen werden im Gegensatz zu den analogen isolierten Reihen häufiger verfehlt als die Normalkomplexe. Die Fehlerhäufigkeit ist in Komplexen mit einer natürlichen Sequenz ungefähr die gleiche wie in den Komplexen mit zwei natürlichen Sequenzen. 10. Isolierte Reihen mit einer rückläufigen Sequenz (z. B. 4—3, 8—7) weisen mehr Fehler auf als die Normalreihen und demgemäss auch mehr Fehler als die Reihen mit natürlichen Sequenzen. In den isolierten Zahlenreihen mit zwei rückläufigen Sequenzen ist die Fehlerzahl noch grösser als in derjenigen mit einer rückläufigen Sequenz. 11. Zahlenkomplexe mit einer rückläufigen Sequenz und mit zwei rückläufigen Sequenzen weisen fast die gleiche Fehlerzahl auf. Diese ist niedriger als die der Zahlenkomplexe mit natürlichen Sequenzen und höher als die Fehlerzahl der Normalreihen. 12. Die Fehler, die auf gleiche Elemente und die einzelnen Glieder der natürlichen und rückläufigen Sequenzen in isolierten Reihen fallen, ordnen sich nach ihrer Häufigkeit an den einzelnen Stellen der siebenstelligen Reihe in eine Kurve, die ungefähr denselben Verlauf zeigt wie die oben unter 4 beschriebene Kurve der gesamten Fehlerhäufigkeit. 13. Bei den in Zahlenkomplexen auf die Glieder der natürlichen und rückläufigen Sequenzen fallenden Fehlern zeigt sich eine ähnliche Ab-

hängigkeit von der Stellenzahl in dem siebenstelligen Komplex wie bei der gesamten Fehlerhäufigkeit (s. 5). Die Fehler, die auf gleiche Elemente in Komplexen fallen, weichen jedoch in ihrer Häufigkeit von dieser Kurve der gesamten Fehlerhäufigkeit ab. 14. Es kommt in den Reihen mit unnatürlichen Sequenzen (isolierten und komplexen) viel häufiger vor, dass an Stelle der vorgeschprochenen natürlichen Sequenz eine andere natürliche Sequenz geschrieben wird. Analog kommt es in den Reihen mit rückläufigen Sequenzen häufiger vor, dass an Stelle der vorgeschprochenen rückläufigen Sequenz eine natürliche Sequenz fälschlich geschrieben wird, als eine andere rückläufige Sequenz.

3] Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

Herausgeg. von H. Schwarz. Leipzig 1917.

Bd. 163, 1. Heft: W. Moog, Die Stellung der Psychologie in der Philosophie. S. 1. Mit der Bestimmung der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Logik gegenüber der Psychologie verliert diese den Charakter einer grundlegenden Wissenschaft in der Philosophie, auch ist sie nicht die umfassende philosophische Wissenschaft. Aber damit fällt sie nicht aus dem Bereich der Philosophie heraus, wenn man sie nicht zu einer vagen empirischen Wissenschaft, wie das Husserl und Natorp meinen, degradiert. Dabei werden die Probleme verkannt, die in dem Begriffe der Tatsachenwissenschaft stecken. — E. Hirsch, Fichtes Religionsphilosophie in der Frühzeit der Wissenschaftslehre. S. 17. Die neuentdeckten Bruchstücke: 1. Die Gottesidee. 2. Der Glaube an die Möglichkeit der Realisierung des Sittengesetzes. 3. Der Unsterblichkeitsglaube. 4. Der Versuch einer zeitlichen Fixierung der Bruchstücke. Anhang: Fichtes Vorlesungen in Jena (ein bisher ungedrucktes Verzeichnis). — A. Ruge, Wilhelm Windelband. S. 36. 4. Windelbands Lebens- und Weltanschauung. Durch persönlichen Umgang fand Vf. Windelband nicht als Durchschnittsmenschen, sondern als einen „bedeutenden Mann mit manchen Mängeln“. „Seine Welt- und Lebensanschauung, sein konstanter Charakter weisen zwei besondere Merkmale auf, aus denen Licht- und Schattenseiten ohne weiteres deutlich werden: die Liebe zum Geschichtlichen und die Liebe zur Wissenschaft“. — J. K. v. Hösslin, Das transzendente Gefühl. S. 46. Das Erleben des transzendentalen Gefühls: Im Brahmanentum, bei Zarathustra, bei Jesus, welcher „den Inhalt dieses magischen, transzendentalen Gesichtes mit der althergebrachten Gestalt des Gottes Jahve verwob und beides verwob ohne den Mittelweg der Reflexion“. — J. Müller, Martin Deutinger. S. 63. 4. Deutinger in München (1840—1847) und Dillingen (1847—1852). 5. Deutinger als Quieszent (1852—1864). 6. Wissenschaftliche Gesamtwürdigung Deutingers. „Ein Philosoph muss ein Selbstdenker sein. Er muss die gesamte Welt

geistig in sich aufgenommen haben und mit persönlicher Färbung darstellen. Selbst wo er alte Gedanken wiedergibt, muss wenigstens die Fassung, die sprachliche Prägung originell sein. Das hat Deutinger in hohem Grade“. 7. Deutinger als Gesellschafter und Freund. 8. Aus Deutingers Vorträgen in der Universitätskirche zu München. — H. Reichenbach, *Der Begriff der Wahrscheinlichkeit für die mathematische Darstellung der Wirklichkeit*. S. 86. (Schluss.) 4. Kapitel: Die Stellung der Wahrscheinlichkeitsurteile zur Wirklichkeit. Im Anschluss an Fick fasst Vf. sein Resultat in 2 Sätzen zusammen: 1. Fick hat gezeigt, dass die Sätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung inbezug aufeinander synthetische Sätze a priori sind und ein System vorstellen, das den Sätzen der Geometrie analog ist. 2. In dieser Untersuchung wurde gezeigt, dass diese Sätze mit Notwendigkeit von der Wirklichkeit gelten müssen, d. h. dass sie Sätze über die Wiederholung von Ereignissen darstellen, denen sich die wirklichen Dinge notwendig unterordnen. Diese Unterordnung geschieht auf Grund des Prinzips der Wahrscheinlichkeitsfunktion, welche ein objektives Gesetz des Naturgeschehens darstellt. — P. Petersen, *V. Bericht über psychologische Literatur*. S. 98. Das Jahr 1917. Rezensionen. Entgegnung E. Diemers auf den Bericht des Herrn O. Jessel über seine Grundlinien einer einheitlichen Weltbetrachtung.

2. Heft: A. Dorner, *Ueber die Gewissheit*. S. 129. Gegenwärtig ist man sehr geneigt, die Gewissheit des Erlebnisses von der Gewissheit des logisch bedingten Erkennens scharf zu unterscheiden. Erstere ist unmittelbar und bezieht sich teils auf persönliche Erlebnisse, auf Tatsachen sinnlicher Eindrücke und psychologischer Erfahrungen, teils auf Werturteile und religiöse Erlebnisse. Aber „wenn man meint, diese unmittelbare Gewissheit habe gar nichts mit dem logisch bestimmten Wissen zu tun, so ist gerade das ein Irrtum, denn auch das unmittelbare Wissen ist ein Anfang vom Wissen, auch in ihm ist schon implicite das Wissen enthalten. Man kann diesen Inhalt begrifflich fixieren, in Urteilen zusammenfassen und in der Sprache in Worten darstellen... das zeigt sich auch darin, dass in diesem unmittelbaren Wissen die logischen Kategorien enthalten sind, und dass es sich hier um logische Urteile handelt“. — R. Kynast, *Objektive Erkenntnis in den exakten Wissenschaften*. S. 155. Derjenige Erkenntnisbegriff, der rein objektiv sein soll, jede Beziehung zum Bewusstsein abgestreift hat, der ferner der historischen Bedingtheit entzogen ist, der nur am Wahrheitsbegriff orientiert ist, kann nur vom idealen System der Wissenschaft bestimmt werden. Analytische Urteile haben in diesem System keinen Platz, es ist das System der Axiome. Zur objektiven Erkenntnis wird also verlangt ein notwendiges und hinreichendes System der Axiome, eine Klärung

desselben bis zur Vollkommenheit (phänomenologische Forderung an die Darstellung) und Vereinfachung (die ökonomische Forderung an die Darstellung), so dass seine Darstellung zeitlichen Veränderungen nicht mehr unterliegt. — H. Reuter, **Der Begriff der Persönlichkeit**. S. 190. „Die Persönlichkeit ist eine Lebensgrösse, deren Erkenntnis durch das Er-Leben mit Hilfe von Symbolen angedeutet und unter der Form des kontradiktorischen Gegensatzes beschrieben werden kann. Sie ist lebendig in einem aktiven und reaktiven Wirken, das um die ihr eigentümliche, im Selbstbewusstsein erfasste Geistigkeit oder Idee geschlossen ist. Ihr paradoxes Leben in Freiheit und Notwendigkeit hält sie auf Grund des Er-Lebens durch die Spannung der Gegensätze zusammen und bewahrt dadurch sowohl ihre Selbständigkeit wie ihre Verbindung mit dem Leben überhaupt“. — R. Königswald, **Zur Theorie des Konzentrationsunterrichtes**. S. 207. Eine kritische Untersuchung zum Begriff der Pädagogik. Zwei Momente bezeichnen die Angelpunkte des Problems der Konzentration: die Konzentriertheit des Wissensstoffes und die Konzentrierbarkeit der pädagogischen Absicht und des pädagogischen Verhaltens. Letzteres ist durch ersteres bedingt. Die Konzentrierbarkeit aber besteht in der „Assoziabilität“ alles Denkbaren. „Alles, wovon ausgesagt werden kann, es sei ‚etwas‘, genügt der Bedingung, denkbar zu sein. Jedes ‚etwas‘ ist mit jedem anderen ‚etwas‘ im Sinne der Denkbarkeit verknüpfbar“, also assoziabel. — Rezensionen,